

Polarität als Prinzip der Sozialwissenschaft

Von

Otto K u e h n e - Berlin

Jede Wissenschaft, auch die uns hier vornehmlich beschäftigende Sozialwissenschaft, hat es sich zum (Erkenntnis-)Ziel gesetzt, alle — in unserem Falle insbesondere die sozialen — Vorgänge, die dem Menschen in seiner Umwelt begegnen, richtig zu erkennen, zu beschreiben und zu erklären auf Grund eines einheitlich geordneten Wissens um das, was wirklich ist. Dieses wirkliche Sein ist aber für die meisten Wissenschaften, zu denen auch die Sozialwissenschaften zählen, nicht ohne — sei es mittelbare oder unmittelbare — Erfahrung zu erkennen. Alle Erfahrung beruht aber wiederum auf zwei Grundfaktoren, nämlich sowohl auf äußeren Seinswahrnehmungen als auch auf zuinnerst gegebenen obersten Denkakxiomen. Somit stehen sich stets zwei Welten in allen Erfahrungsbereichen gegenüber, eine (objektive) Außenwelt und eine (subjektive) Innenwelt, welche jedoch niemals isoliert, sondern stets nur zusammengekommen die für unser Erkenntnisvermögen unentbehrliche einheitliche und zugleich sichere Erfahrungsgrundlage abzugeben vermögen. Alle Erkenntnis bleibt einseitig und damit unvollständig, solange sie sich nur auf einen dieser beiden empirischen Grundbereiche stützt, und führt dann entweder zum sogenannten Empirismus oder zum Rationalismus.

Nach Kant war alle Erkenntnis nur möglich durch Anwendung des sogenannten Identitätsprinzips. In ihm herrschte der axiomatische Grundgedanke vor: Gleiches (Identisches) werde immer und überall sich selbst gleich (identisch) bleiben und unter gleichen Bedingungen sich auch wieder gleich verhalten (kürzer ausgedrückt: A wird immer gleich A bleiben). Nur Gleichartiges sollte sich also demzufolge — und zwar nur unter gleichartigen Wiederholungsbedingungen — „wieder“ erkennen lassen. Dieses heute überholte Kantsche Identitätsprinzip ging also von der Annahme einer dauernden Gleichförmigkeit und Konstanz sowie dadurch bedingter „Einheitlichkeit“ alles Seins und Geschehens aus, welche in dem gleichfalls im Identitätssinne verstandenen Kausalitätsprinzip mündet: gleiche Ursachen — gleiche Wirkungen. Nur durch seine Anwendung sollte mit

Hilfe gewisser oberster Begriffsgattungen (Kategorien) die sichere Einsetzung eines Begriffs-Inhaltes für einen anderen, eben mit ihm „identischen“ möglich sein. Ohne genügende Identifizierung und begriffliche Fixierung der empirischen Inhalte, so sagte man sich, ist eine einheitliche Benennung dieser Inhalte unmöglich, was schon die Tatsache der Sprache bezeugt, welche allein auf solchen „identischen“ Benennungen beruht. Fest steht aber heute, daß die betreffenden Wirklichkeitsinhalte um so eindeutiger als solche „identifiziert“ werden, je mehr sie ihre Bedeutung von vornherein von uns selbst empfangen, vor allem durch den Zweck und Gebrauch, dem sie dienen sollen. Wir selbst sind es also letzten Endes, die den Zweck der Erfassung des betreffenden Inhaltes bestimmen. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß all unser Denken und Erkennen von vornherein zweck- und willensbedingt ist.

Es fragt sich nun, was für Zwecke und Willensziele für die „Ausrichtung“ unseres Denkens und Erkennens besonders in den Sozialwissenschaften die entscheidenden sind. Diese Zwecke richten sich nicht bloß nach den theoretischen Erkenntniszielen, sondern, da jeder Willensakt zugleich den maßgebenden Ausgangs- und Richtpunkt für unser Handeln bildet, schließlich vor allem nach den Bedürfnissen der Praxis. Alle echte Wissenschaft findet ihren höchsten Ausdruck darin, das Handeln richtig zu bestimmen, um so die bestmögliche Erreichung der von den Menschen gesetzten Zwecke zu gewährleisten. Die richtige Wahl der obersten Begriffsgattungen oder Kategorien richtet sich somit letzten Endes nach den höchsten Zwecken unseres Denkens und zugleich Handelns. Das ist aber für alle Sozial- und Wirtschaftswissenschaft der soziale Ganzheits- oder besser der optimale Gemeinschaftszweck, der auch Gemeinwohl- oder Gemeinnutzzweck genannt wird.

Wir halten also fest: Die von uns gekennzeichneten obersten Begriffskategorien müssen, wenn sie den an sie gestellten Forderungen des theoretischen und praktischen Denkens in gleicher Weise entsprechen sollen, die sogenannten „rationalistischen“ Elemente unseres Erkennens zugleich mit den „empiristischen“ enthalten, weil nur so die Innenwelt unserer Vorstellungen und die ihnen gegenüber tretende Außenwelt der Objekte und Vorgänge sich bestmöglich aufeinander abstimmen und damit zu einer einheitlichen, d. h. in sich geschlossenen und widerspruchsfreien Wirklichkeitsauffassung verbinden lassen. Ich habe bei früherer Gelegenheit diese Kategorien des theoretisch-praktischen Einheitsdenkens die phänomenologischen genannt¹). Ihre Domäne ist das Gebiet aller Erfahrungswissenschaft, also

¹ Vgl. meine „Prolegomena zur Begründung der nationalökonomischen Kategorienlehre“, Zeitschr. f. d. ges. Staatsw., 81. Jahrg. 1925/26, Heft 4.

sowohl der Natur- als auch der Gesellschaftswissenschaften. Sie haben ihren Blick nicht auf das „letzte“, „innerste“ Wesen der „Dinge an sich“ gerichtet, sondern sie begnügen sich mit den unseren äußeren Wahrnehmungen zugänglichen Erscheinungsformen, mit den aristotelischen Eidola, den Bildern jener „reinsten“ Wesen. Ist das Auftreten und die bunte Kinematik dieser lebenswahren Bilder oder Formen (Indices) hinreichend geklärt, so ist die Aufgabe des „exakten“ Forschers im großen und ganzen als erfüllt anzusehen. Die Gegenstände des Gesellschaftslebens sind ja nicht Noumena, nicht Dinge „an sich“, sondern eben Phai-Noumena, Phänomene in ihren mannigfaltigen empirischen Erscheinungsformen. Um das vielgestaltige phänomenologische Dasein oder vielmehr Sosein in exakter Weise zu erfassen, kommt es darauf an, die verschiedenen variablen Begriffsinhalte in die zu gewinnenden allgemeineren Sätze, Theoreme, überhaupt in die größeren Zusammenhänge, aus denen sie sich ja ableiten lassen sollen, richtig einzuordnen. Solches Einordnen bedeutet nichts weiter als ein Auffinden geeigneter Verknüpfungsformen für jene Inhalte. Das entscheidende Verhältnis von Form zu Inhalt wird nun aber im gesellschaftlichen Dasein vor allem durch den Begriff der Funktion bestimmt. Nur das, was sich in Formen des gesellschaftlichen Ganzen funktionell richtig einordnen läßt, hat für uns noch Inhalt. Wir haben damit unser Augenmerk in den Sozialwissenschaften nicht mehr auf das „innerste“ Wesen der Gegenstände selbst gerichtet, sondern nur noch auf ihre Beziehungen zueinander, d. h. auf ihre formalen Eigenschaften und Merkmale (Indices). Alle Erkenntnis im gesellschaftlichen Leben wird damit an unentbehrliche Faktoren, an notwendige oder zumindest hinreichend wahrscheinliche (stochastische) Bezugs- und Funktionsbedingungen geknüpft. Da nun aber der oberste dieser Denkfunktions- und zugleich Handlungsfunktionszwecke innerhalb der Sozialwissenschaft der Gemeinnutz- oder Gemeinwohlzweck ist, so haben wir es bei allen sozialen Funktionsbildern, Funktionsmerkmalen (Funktionsindices) usw. letzten Endes stets mit gemeinschaftsorientierten Nutzfunktionen zu tun. Hierbei erscheint der jeweils erstrebte Nutzen als (Gemeinschafts-)Funktion des wirtschaftlichen bzw. nichtwirtschaftlichen Mittels im Verhältnis zum jeweils gesetzten wirtschaftlichen bzw. nichtwirtschaftlichen Zweck. So nach interessiert uns nicht mehr die formal-begriffliche oder ontologische, d. h. urdenk- und urerkennbare Seite einer sozialen oder wirtschaftlichen Erscheinung, z. B. des Einkommens, sondern eben seine tatsächliche (insbesondere gemeinnutzorientierte) Stellung und Aufgabe im Kreislauf der Wirtschaft.

Wir entnehmen bereits dem Gesagten, daß es das Ziel unserer Erkenntnis ist, das gesellschaftliche Ganze als in sich zusammenhängende

Einheit zugleich von einem einheitlichen, d. h. in sich widerspruchsfreien Gesichtspunkt zu erfassen und zu begreifen. Es ist nun aber keineswegs gleichgültig, als was für eine Einheit dieses fragliche Ganze der Lebenswirklichkeit aufgefaßt wird. Wir wissen zunächst nur, die von uns zu ergründende soziale Lebensganzheit oder Lebens-einheit ist keine unteilbare Ureinheit, sondern sie besteht stets aus zwei Hauptfaktorengruppen, denen der empirischen (objektiven) Außenwelt und denen der gedanklichen (subjektiven) Innenwelt. Zu ergründen bleibt soweit noch, in was für einem Verhältnis diese beiden einheitbildenden Komponenten zueinander stehen. In welcher Weise und in welchem Grade sind sie vor allem voneinander abhängig?

Jede zur Einheit zusammengefaßte Zweiheit kann entweder monistisch oder dualistisch aufgebaut sein. Bei der ersteren handelt es sich um bloße Gegenstände oder Seiten ein und desselben Ganzen, bei der letzteren jedoch um echte — von mir als „Pole“ bezeichnete — Gegensätze an sich selbständiger (Teil-)Ganzen, welche sich als zwar entgegengesetzte, aber doch komplementär zusammengehörende Teile zu einem „neuen“ einheitlichen Ganzen zusammenfügen. Die erstgenannte (monistische) Einheit der Zwei-Faktoren vermag schon aus sich heraus zu bestehen, ohne daß es eines Zurückgehens auf die Faktoren (Teile) selbst bedürfte; diese Teile sind gewissermaßen nur spezielle Ausdrucksformen des allein bestimmenden Ganzen (z. B. die rechte und linke Gesichtshälfte ein und derselben Person oder die Licht- und Schattenseite desselben Gegenstandes oder die Schrift- und Wappenseite einer Münze). Wesentlich für diese Einheit ist somit ihr statischer Grundzug. Die dualistische Einheit der Zwei-Faktoren hingegen muß sich ihren Einheitscharakter erst an jedem Ort und zu jeder Zeit erkämpfen durch vorherige Überwindung des Widerstandes, welchen die Teile als mehr oder weniger selbständige Glieder diesem Ganzen entgegensetzen. Sie ist somit mehr dynamischer als statischer Natur und findet vielleicht eine ihrer besten Repräsentationen in dem wechselseitigen Verhältnis von Mann und Frau als selbständigen und doch zusammengehörigen Gliedern einer Ehegemeinschaft. Bei der monistischen (Zwei-)Einheit besteht das Ganze vor seinen Teilen, d. h. das Vorhandensein der Teile ist keine notwendige Bedingung für das Vorhandensein des Ganzen. Dieselben beiden Gesichtshälften kann man nur haben, wenn man ein und dasselbe Gesicht hat, nicht aber auch umgekehrt. Bei der dualistischen (Zwei-)Einheit dagegen besteht das Ganze durch, d. h. zugleich mit seinen Teilen, so daß das Ganze auf das Vorhandensein der Teile ebenso angewiesen ist, wie umgekehrt diese Teile auf das Vorhandensein des Ganzen. Bei der monistischen Einheit entsteht das Ganze ohne notwendige Mitwirkung der jeweils ins Auge gefaßten Teile, d. h. schon

aus sich heraus durch bloße Entfaltung des von vornherein im Ganzen bereits Gegebenen. Bei der dualistischen Einheit dagegen entsteht das Ganze nur durch notwendige Mitwirkung seiner Teile, d. h. durch eine sich wechselseitig (organisch) bedingende Fortentwicklung der jeweils beteiligten Faktoren. Der damit zutage tretende Unterschied in der Einheitsauffassung alles Wirklichen überhaupt überträgt sich natürlich auch auf jede Lebensauffassung im engeren Sinne und dementsprechend auch auf die verschiedensten Lebensgebiete unseres gesellschaftlichen Daseins überhaupt. Er ist von fundamentaler — theoretischer und praktischer — Bedeutung und hat die Geschichte unseres Denkens und Handelns nachhaltig beeinflusst.

Wir wollen diese dualistische Auffassung von der Einheit aller Wirklichkeit, d. h. alles Lebens, in ihren wesentlichen Grundgedanken noch näher kennenlernen. Jede Lebenswirklichkeit ist vor allem wirkliches Leben. Wirklich ist immer nur das, „was mit den materiellen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt“, möglich dagegen das, „was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt“ (Kant). Wirklich kann nur etwas sein, was auf einer Wirkung (also auch auf einer Ursache) beruht und zugleich (als Ursache) von sich aus wieder eine Wirkung hervorbringt, während möglich immer nur das ist, was unter bestimmten Funktionsbedingungen wirklich werden kann bzw. als wirklich gedacht werden kann. Jedes Wirklichkeits-element ist somit als Wechselwirkung ein doppelseitiges Wirkungselement. Bei „Wirkung“ ist jedoch nicht nur an den Kantischen Begriff der geschlossenen (mechanischen) Natur-Kausalität zu denken, welche jede Freiheit von vornherein ausschließt, sondern zugleich an den menschlichen (Handlungs-) Willen zur Erzielung bestimmter Wirkungen. Die Wirklichkeits-elemente, die sich auf diesen Willen erstrecken, sind somit nicht nur „ursächlich“ (kausal), sondern zugleich auch zweckbedingt (teleologisch). Es walten eben im gesellschaftlichen Leben stets zwei Kräfte reihen nebeneinander und miteinander: die kausalen und die teleologischen, wobei es ganz dahingestellt bleiben kann, ob im Einzelfall mehr die causa oder das telos überwiegt. Nur soviel steht für alles gesellschaftliche Denken und Handeln fest: Ohne causa kein telos und ohne telos keine causa. Beide werden stets miteinander verbunden durch den Funktionsbegriff bzw. faktisch zusammengehalten durch den Funktions-(Wirkungs-)Zusammenhang, in dem sie zueinander stehen. Es handelt sich dabei jedoch nicht um bloße mathematische, also rein quantitative Funktionen, sondern um (Wechsel-)Wirkungs- und Gestaltungsfunktionen. Diese haben also einen ausgesprochen dynamischen, keinen statischen Charakter. Soviel zunächst über die Wirklichkeit als gewirktes und zugleich (fort-)wirkendes Leben.

Ist damit jedoch auch der Lebensbegriff bereits hinreichend umrissen? Worin besteht das charakteristische Merkmal aller Lebenswirklichkeit als gelebter, lebender und zu lebender Wirklichkeit? Die Frage: „Was ist Leben?“ hat sich bis heute noch nicht einwandfrei beantworten lassen, zumal eine klare faktische und damit auch begriffliche Grenzscheide zwischen Leben und Nichtleben immer noch nicht gefunden worden ist. Das innere „Was“ des Lebens läßt sich daher nach wie vor zunächst nur durch das äußere „Wie“ seiner faktischen Erscheinungs- und Funktions-Merkmale erfassen. Das bedeutet: Die Wesenseigentümlichkeit alles Lebens ist vorerst nur aus seinen Funktionserscheinungen, in denen es zu uns spricht, zu erkennen. Der funktionelle Grundcharakter aller Lebenserscheinungen ist nun aber, wie ich schon in meinen früheren Veröffentlichungen² näher ausgeführt habe, ihre Polarität.

In jedem — sei es individuellen, sei es gesellschaftlichen — Leben steht sich vor allem immer nur zweierlei gegenüber: einmal in der innersten Anlage unabänderlich Gegebenes und sodann (durch die Außenwelt) Beeinflußbares und damit Veränderliches. Überall im Leben begegnen und fordern sich in dauerndem Wechselspiel untereinander Beharrliches und Veränderliches, und zwar nicht als gewöhnliche begriffliche — kontradiktorische — Gegensätze, die zu einem unversöhnlichen (sogenannten dialektischen) Widerspruch führen, sondern als reale — sogenannte polare — Gegensätze, d. h. als ihrem Wesen nach zwar einander entgegengesetzte und faktisch selbständige, aber dennoch (organisch) zusammengehörige Teile, welche aus dieser ihrer Zusammengehörigkeit heraus ein einheitliches Ganzes bilden und damit ihre notwendige Verknüpfung (Synthese) bereits aus sich heraus (immanent) begründen. Polare Gegensätze sind somit Gegensätze, welche sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern einschließen, d. h. wechselseitig bedingen, weil sie in einem geschlossenen Funktionszusammenhange untereinander stehen. Diese Art der funktionellen Verknüpfung polarer Gegensätze z. B. von Geburtsmomenten und Todesmomenten, überhaupt Momenten des Entstehens und Vergehens, zu einem einheitlichen Lebensganzen bildet den Inhalt alles sozial-organischen oder polaren Denkens im Gesellschaftsleben. Die Wechselbeziehung zwischen den sich dabei gegenüberstehenden Lebenspolen ist aber, wie bereits hervorgehoben, nicht nur kausal, sondern auch teleologisch bedingt. Sie ist vor allem auch eine spontane, d. h. selbsttätige.

Polar denken heißt somit nichts weiter als in analytischer (disjunktiver) Hinsicht lebensgemäß und lebenseinheitlich (organisch)

² Vgl. z. B. meine „Exakte Nationalökonomie“, Jena 1934, S. 67 ff.

denken. Das Leben selbst kennt überhaupt keine absoluten und kontradiktorischen Gegensätze (wie z. B. Gut und Nicht-Gut). Es wandelt vielmehr diese zunächst nur aus rein begrifflichen Unterscheidungsgründen denknotwendigen Gegensätze in lebensnotwendige — eben polare — Gegensätze um. So wird aus dem kontradiktorischen Gut und Nicht-Gut der engeren Begriffssphäre ein polares Gut und Schlecht des Lebens selbst, wobei sich Gut und Schlecht jedoch nicht nur quantitativ durch ein bloßes „mehr oder weniger“, sondern auch qualitativ voneinander unterscheiden. Solche polaren Gegensätze als organisch-zusammengehörige Widersprüche gibt es auf allen Gebieten des menschlichen Denkens und Tuns. Dabei besteht ein (polares) Element nur durch das andere, das Ganze nur durch, d. h. zugleich mit seinen Teilen. Ja, die Polarität begegnet uns überall im täglichen Leben in den mannigfaltigsten Gegenüberstellungen, wie z. B. positiv und negativ, aktiv und passiv, innen und außen.

Für jedes echte (sozial-organische) Lebensdenken kommt es stets darauf an, zunächst die „richtigen“ Pole zu finden, die das Ganze ausmachen, d. h. den vorhandenen positiven dem gesuchten negativen Pol gegenüberzustellen und umgekehrt. Dabei wird das (auf die Dauer stets positive) Lebensganze in seiner Richtung und Kraft entscheidend bestimmt durch die positive und stärkere Seite, welche den Inbegriff alles Beharrlich-Stetigen ausdrückt. Der positive Pol muß den negativen also gewissermaßen erst in seinem „Sinne“ umformen, wenn ein positives „Ganzes“ entstehen soll. Alle „sinnvolle“ Einheit oder Ganzheit wird damit geradezu erst begründet aus der Polarität ihrer Teile. Alle tatsächlichen Lebenserscheinungen und Lebensgestaltungen lassen sich eben erst aus ihrer polaren Spannung heraus „sinnvoll“ und damit „richtig“ verstehen.

Um überhaupt die richtigen Pole eines Lebens-Ganzen zu finden, können wir es uns durchaus ersparen, stets die äußersten Pole, die sich einander gegenüberstehen, aufzusuchen. Es genügt vielmehr meist vollkommen, alle diejenigen Kräftermomente, die von diesen polaren (positiven und negativen) Endpunkten aus in entgegengesetztem Sinne zur synthetischen Mitte, gewissermaßen zum resultierenden Nullpunkte hin wirken, miteinander kontrastieren zu lassen. Natürlich müssen sämtliche dabei festgestellten positiven bzw. negativen polaren Funktionsmerkmale sich zu ihrem zugehörigen Extrem ohne weiteres erweitern lassen. Hierbei kann jedoch, da das Lebens-Ganze selbst auf die Dauer stets positiv ist, eine Einheitssynthese der betreffenden Merkmale nur zustandekommen, wenn die positiven unter ihnen die negativen überwiegen. Daraus folgt zunächst, daß die „Extremalen“ dabei nur als äußerste Anhaltspunkte für die Art der Synthese entscheidend sind. Andererseits geht aber auch daraus die Hauptschwierig-

keit der (die Synthese vorbereitenden) Analyse hervor, die offenbar darin besteht, den richtigen **n e g a t i v e n** Pol zu finden, da der **p o s i t i v e** sich aus dem schon an sich meist **p o s i t i v e n** Charakter des synthetischen **G a n z e n** von selbst ergibt.

Nur auf diese Weise gelingt es somit, durch die polare Gegenüberstellung **s ä m t l i c h e r** (nicht bloß der **e x t r e m e n**, die zu diesem Zwecke an sich entbehrlich sind), **l e b e n s b e j a h e n d e n** und **l e b e n s v e r n e i n e n d e n** Faktoren der Gesellschaft den synthetischen (und als solchen mittelwertmäßigen) Begriff des gesellschaftlichen Lebens **s c h l e c h t h i n** zu vermitteln.

Nun lassen sich alle polaren Merkmale, die im **l e b e n s b e j a h e n d e n** Sinne die menschliche Gesellschaft beeinflussen, in dem Begriff der sozialen „**A n p a s s u n g**“ vereinen. Sie werden von den in **l e b e n s v e r n e i n e n d e m** Sinne wirkenden polaren Faktoren, deren Totalität wir unter dem Begriffe der sozialen „**A u s l e s e**“ zusammenfassen können, ständig mehr oder weniger paralytiert (Auslese zunächst im **n e g a t i v e n** Sinne von „**A u s m e r z e**“ genommen, welche später im positiven Sinne zugleich eine Auslese der anpassungsfähigen Elemente bewirkt). Dabei sind die beiden Begriffe der Auslese und Anpassung natürlich ganz **a l l g e m e i n** zu nehmen. Die Synthese „**g e s e l l s c h a f t l i c h e s L e b e n**“ kommt dann dadurch zustande, daß die ersteren Momente die letzteren schließlich in ihrer Wirkung übertreffen, so daß sich der (positive) Begriff der sozialen Anpassung gegenüber dem (zunächst mehr negativen) der sozialen Auslese für das gesellschaftliche Leben als der im Ergebnis stärkere und ausschlaggebende, in gewissem Sinne als der **h ö h e r e** erweist.

Immerhin haben wir grundsätzlich zwischen **b e i d e n**, an sich **v o n e i n a n d e r u n a b h ä n g i g e n** Triebkräften dieses Lebens zu unterscheiden und dieselben stets zu **g l e i c h e r** Zeit zu berücksichtigen, da sie erst **g e m e i n s c h a f t l i c h** als Pol und Gegenpol die richtige Synthese (gesellschaftliches Leben) zu erzeugen und erst aus ihrer gegenseitigen **S p a n n u n g** heraus den fraglichen „**S i n n**“ alles Lebens zu begründen vermögen.

In einer solchen Spannung stehen sich im Bereiche unseres Empfindens, Denkens und Wollens vor allem **M i t t e l** und **Z w e c k** als Pol und Gegenpol gegenüber, die erst vermöge ihrer ständigen wechselseitigen Ausrichtung aufeinander zusammen ein einheitliches **L e i s t u n g s g a n z e s** ergeben³. Als **L e b e n s f o r m** und **L e b e n s i n h a l t** ringen sie im Bereiche unseres gesamten Daseins stets miteinander um einen ein-

³ Die bisherige teleologische Auffassung sah fast immer nur die **e i n s e i t i g e** Ausrichtung der anzuwendenden Mittel nach dem erstrebten Zweck, nicht auch umgekehrt, die Ausrichtung des Zweckes nach den verfügbaren Mitteln (vgl. darüber Näheres in meiner „**Exakten Nationalökonomie**“ a. a. O. S. 53 ff.).

heitlichen, und zwar sinnvoll gelenkten Lebens willen. Aller in Frage stehende Lebenssinn entsteht somit aus der Polarität der sich jeweils gegenüberstehenden Lebensformen und Lebensinhalte als kausaler und zugleich sinnbestimmender Mittel- und Zweck-Kategorien.

Worin besteht nun dieser Sinn des sozialen Lebens? Offenbar nur in der bestmöglichen Gemeinschaft der miteinander in Wettstreit tretenden polaren Teile (Glieder) des (gesellschaftlichen) Ganzen. Dies hat, wenn auch in einem anderen Zusammenhange für den Bereich des (vernunftgemäßen) Denkens, in welchem sich Sinnlichkeit und Verstand (bzw. Vernunft) als Hauptpole gegenüberstehen, kein Geringerer als Kant — wenn auch nur in direkt — bereits zu erkennen gegeben⁴, der hierbei von dem Begriff der Wechselwirkung ausgeht und als „Grundsatz der Gemeinschaft“ aufstellt: „alle Substanzen, sofern sie zugleich da sind, stehen in durchgängiger Gemeinschaft, d.i. Wechselwirkung, untereinander“⁵. Für ihn ist somit alle Wechselwirkung schlechthin mit Gemeinschaft identisch. (Vgl. auch Kants Kategorien-Tafel auf S. 96 ib., wo „Gemeinschaft“ definiert wird als Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden). Nur auf diese Weise lasse sich der wechselseitige — eben sinnvolle — Zusammenhang der Erscheinungen erkennen als der von Teilen (Gliedern) eines „gemeinsamen“ Ganzen.

Wir stellen daher nochmals fest: Der Sinn aller polaren Wechselwirkung im Leben und damit alles Lebens überhaupt ist die Gemeinschaft. Ist nun in der fraglichen Erscheinung eine solche Polarität überhaupt nicht nachweisbar (wie z. B. bei der Antithese Einzelner-Gesellschaft oder überhaupt bei der Gegenüberstellung von Teil und Ganzem), so handelt es sich nicht um eine sinnvoll und in sich einheitlich gegliederte Lebensganzheit, sondern um irgendeine sonstige uneinheitliche (z. B. atomistisch-mechanistische) Ganzheit von oft nur künstlich und zwangsmäßig miteinander verbundenen (nicht organisch zusammengehörigen) Teilen.

Nun besteht aber wiederum eine polare Wechselbeziehung zwischen der — Leben genannten — Ausgangswirklichkeit und dem jeweils festgestellten Gemeinschaftssinn dieser — in steter Fortentwicklung begriffenen — Lebenswirklichkeit derart, daß auf Grund einer solchen dynamischen Wechselbeziehung aus dem zunächst, d. h. nur vorläufig erkannten (niedrigeren) Gemeinschaftssinne sich ein „höherer“ Sinn ableiten läßt. Auf diese Weise erhalten wir durch fortwährendes polares Rückprojizieren des erstrebten „höheren“ auf den zuletzt erfaßten „niedrigeren“ Sinn schließlich eine immer höher

⁴ Kritik der reinen Vernunft, Transz. Anal. Buch II (Reklam Ausgabe von Dr. Karl Kehrbach, 2. verb. Aufl.).

⁵ ib. S. 196.

ansteigende Entwicklungsreihe aufeinanderfolgender Sinnstufen der Lebenswirklichkeit und Lebensgemeinschaft.

Doch damit haben wir immer nur eine formale Lösung für das Sinn- und Gemeinschaftsproblem alles sozialen Lebens gefunden. Die Hauptfrage bleibt nach wie vor: Worin besteht nun tatsächlich (nicht bloß begrifflich und erkenntnismäßig) der „richtige“ Sinn alles sozialen Lebens? Dieses Kernproblem aller Sozialwissenschaft können wir nicht lösen, ohne die Vorfrage richtig beantwortet zu haben: Welches sind de facto die Hauptpole alles menschlichen und damit gesellschaftlichen Lebens überhaupt? Dies sind offenbar Natur und (Kultur-) Geist bzw. Wille, und zwar als (zunächst negative) „Ausmerze“ des Naturwidrigen, überhaupt des Lebenshinderlichen einerseits und als (positiv-geistige) „Anpassung“ an das Naturnotwendige, überhaupt an das Lebensförderliche andererseits⁶.

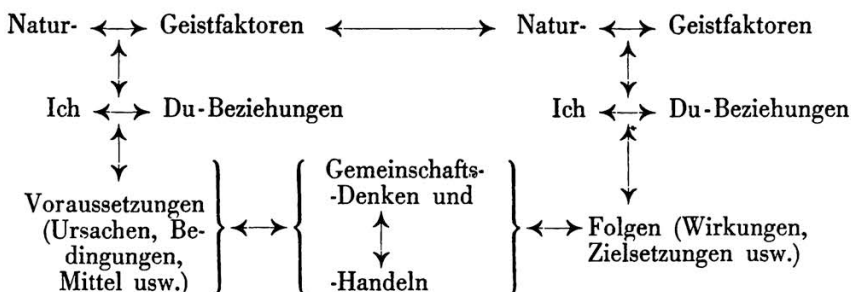
Dabei ist es selbstverständlich, daß das höchste Ziel der Schaffung eines möglichst starken (positiven) gesellschaftlichen Anpassungs- oder Ganzheits-Charakters durch die lebenbejahenden und lebensfördernden Momente um so besser erreicht werden wird, je mehr die negativ wirkenden Teile jenes positiven gesellschaftlichen Ganzen, nämlich die lebenverneinenden und lebenshinderlichen Ausmerzefaktoren, als solche erkannt und ausgeschaltet, d. h. als (Anpassungs-Mittel) für die Zwecke der ersteren (positiven) verwendet werden. Daraus folgt aber, daß das soziale Ganze zum Zwecke seiner höchsten Vervollkommnung auf die Mitwirkung seiner integrierenden sozialen Teile als notwendiger Glieder durchaus angewiesen ist, wenn es natürlich auch bei Bestimmung jener (positiven) Gesamt-Entwicklungsrichtung der Gesellschaft durchaus die Führung hat. Das gesellschaftliche Ganze besteht eben für uns nicht vor seinen Teilen, sondern nur durch dieselben, d. h. zugleich mit denselben. Das Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Teilen des Ganzen ist auch nicht ein mechanisch-einseitiges, sondern durchaus ein lebensvoll-wechselseitiges. (Nicht wörtlich zu nehmen: „Einer für alle (für das Ganze), alle (das Ganze) für einen“, sondern „Ich für dich und du für mich“, d. h. jeder für jeden (Solidaritätsprinzip). Auch aus diesem faktischen Grunde erweist sich unser gesellschaftlicher Ganzheitsbegriff keineswegs als ein universalistischer (Spann), sondern in jeder Hinsicht als ein (sozial-)organischer, d. h. als ein wahrer Gemeinschaftsbegriff.

Wir stellen damit fest: Der tatsächliche — nicht bloß begriffliche — (Gemeinschafts-)Sinn des Lebens ergibt sich erst aus der Po-

⁶ Darüber Näheres in meiner Schrift: „Soziale Auslese oder soziale Anpassung? Das Grundproblem jeder Sozialpolitik. Versuch einer objektiven Begründung des allgemeinen Prinzips der Sozialpolitik.“ Verlag Bamberg, Greifswald 1925, z. Z. vergriffen.

larität der (Teil-)Bestimmungsmomente und zwar der Natur- und Geisteskräfte dieses Lebens. Dieser Sinn läßt sich somit niemals unmittelbar durch bloße Betrachtung dieses Lebens *una vista* gewinnen, sondern immer nur mittelbar, d. h. nur von seinen realen Polen her. Was ist es nun aber, das die polare Wechselwirkung dieser Kräftepole untereinander *faktisch* (im Gemeinschaftssinne) vermittelt? Offenbar das, was wir gemeinhin „Lebens(grund)kraft“ oder „Seele“ des Lebensganzen zu nennen pflegen. Die Seele⁷ ist es also, welche als „Lebens(grund-)kraft“ Körper und Geist in steter Wechselwirkung sinnvoll zusammenhält. Zum „seelischen“ (Gemeinschafts-) Ganzen gehören allerdings nicht bloß die objektiven Polargestaltungsfaktoren Natur und Geist, Lebensform und Lebensinhalt, (Nutz-)Mittel und (Nutz-)Zweck, sondern zugleich ihre subjektiven Träger, welche sich als Ich (oder weiter gefaßt: Innenwelt) und Du (d. h. generell: Um- und Mitwelt) polar gegenüberstehen.

Im ganzen sind demnach unsere entscheidenden Lebensfunktionen, welche den „Sinn“ alles sozialen und volkswirtschaftlichen Lebens bestimmen, gekennzeichnet als *gemeinnutz-orientierte polare Indexfunktionen*. Der phänomenologische Charakter jedes gesellschaftlichen Ereignisses, also auch jeder gesellschaftlichen Handlung, läßt sich danach nur noch einwandfrei beurteilen aus der Polarität ihrer indexmäßig feststellbaren Voraussetzungen (Ursachen, Bedingungen, Mittel usw.) einerseits und Folgen (Wirkungen, Zielsetzungen usw.) andererseits, welche sich beide wiederum zugleich vom Ich- wie vom Du-Standpunkte aus wechselseitig fordern und ergänzen. Die stete Beachtung dieses polaren Lebensprinzips wird damit zum Ausdruck echten gemeinschafts- und zugleich verantwortungsbewußten Denkens und Handelns. Die Wirkungsweise dieses Prinzips läßt sich leicht durch folgendes Schema veranschaulichen:



Das Zeichen \longleftrightarrow heißt: Steht in Wechselwirkung mit . . .

⁷ „Seele“ ist nach dem Gesagten natürlich nicht im metaphysisch-ontologisch verborgenen „Ur“-Sinne, sondern nur im phänomenologisch-indexmäßig zutage tretenden Lebens-(Gemeinschafts-)Sinne zu verstehen.

Ebenso wie nun im Bereiche des bloßen Denkens der fragliche (Gemeinschafts-)Sinn einer solchen Wechselwirkung von Natur- und Geisteskräften verschiedene jeweils „höhere“ Sinnstufen nacheinander zu durchlaufen vermag, so gibt es überhaupt im Bereiche des gesamten Wirklichkeitsgeschehens jeweils aufeinanderfolgende Entwicklungsstufen, welche auf der fortschreitenden Entwicklung jener beiden Grundkräfte alles Lebens, Natur und Geist — dank deren ständiger Wechselwirkung untereinander — beruhen. Dem „höheren“ Sinn des polaren, d. h. sozial-organischen Denkens entspricht damit zugleich eine höhere Stufe der tatsächlichen gesellschaftlichen Entwicklung. Höchste Lebenskunst⁸ ist es hierbei, beide Stufengattungen, die verstehende Sinnstufe (des Denkens) und die tatsächliche Entwicklungsstufe (des Geschehens), harmonisch und zwar wiederum im beiderseitigen Gemeinschaftsinteresse, miteinander zu verknüpfen, weil dies eben im Interesse sowohl eines bestmöglichen sinnhaften Verstehens als auch einer bestmöglichen faktischen Steigerung der diese Entwicklung bestimmenden Natur- und Geisteskräfte als Gemeinschaftskräfte jenes Ganzen gelegen ist. Auf der niedrigsten Sinnstufe, d. h. in der (Natur-)Wirklichkeit selbst, bildet die rohe Kampfesauslese mit dem „Recht des Stärkeren“ noch den Sinn alles Lebens. Das ursprüngliche Gegeneinander, wie es jeder Lebenskampf nun einmal mit sich bringt, bleibt hier noch überwiegend Selbstzweck. Erst mit dem zunehmenden Einfluß geistig-kultureller Anpassungs- und Gesittungsmomente wird dieses ursprüngliche Gegeneinander immer mehr in ein Mit- und Füreinander verwandelt; der Kampf wird dann zum bloßen Mittel der Verwirklichung „höherer“ (geistig-kultureller) Ziele und dient damit der Erreichung „fortschrittlicher“ Gemeinschaftsstufen. Aller faktische „Sinn“ einer Lebensgemeinschaft bewegt sich daher stets zwischen den Polen einer Naturgemeinschaft und einer Kulturgemeinschaft.

Für ein Kulturvolk kann der „Sinn“ seines Lebens offenbar nur in der stufenweisen Ausgestaltung, d. h. Fortentwicklung dieser Lebensgemeinschaft durch Hebung seiner Glieder auf ein höheres Gemeinschafts- und Kulturniveau bestehen mittels optimaler Steigerung seiner gesamten (natürlichen und geistigen) Lebenskräfte; denn jedem „höheren“ Sinn des Verstehens entsprechen in einer vollkommenen Lebensgemeinschaft die zu verwirklichenden „höheren“ Lebenszwecke. Je mehr dabei das höhere Erkenntnisziel aus einem bloßen Selbstzweck zum Mittel für die Verwirklichung praktischer Ziele erhoben wird, um so eher sprechen wir von einem „praktischen“ Sinn. Es ver-

⁸ Vgl. darüber in extenso mein demnächst im Verlag Duncker & Humblot, Berlin, erscheinendes grundsätzliches Werk „Soziologie als Lehre von der Lebenskunst und Lebensgemeinschaft“.

steht sich von selbst, daß die optimale Ausgestaltung einer Lebensgemeinschaft nur erreicht werden kann durch eine stets sich ergänzende und befruchtende Wechselwirkung von theoretischem Erkennen (des wahren Gemeinschaftszieles und -sinnes) und praktischem Handeln gemäß dem so erkannten Sinne. Den Inbegriff einer solchen polaren Wechselwirkung bezeichnen wir als „Kunst der Lebensführung“. Das höchste Ziel einer solchen „Kunst“ muß es hiernach sein, eine ebenso sinn- wie kraftvolle Lebensgemeinschaft zu verwirklichen. In ihr wird stets bestes Wissen und stärkstes Wollen zu höchstem Können (Kunst kommt bekanntlich von Können!) gesteigert. Weder (theoretisches) Wissen allein noch (praktisches) Wollen allein genügen somit zur Meisterung einer solchen Lebenskunst, vielmehr vermögen erst beide polaren Hauptgestaltungsfaktoren zusammengenommen das Ideal einer vollkommenen Lebenskunst zu verwirklichen.

Aus den vorstehend dargelegten Grundtheoremen unserer Lebens- und Polaritätslehre lassen sich als wichtigste Sätze heraus Schälen:

1. Alle sich gegenüberstehenden Lebenspole, mit denen wir es im gesellschaftlichen Leben zu tun haben, stellen begrifflich in sich selbständige, wenn auch faktisch in Wechselbeziehung untereinander stehende Wirklichkeitselemente dar, von denen keines in dem ihm polar entgegengesetzten Element, also kein Pol in seinem Gegenpol, aufzugehen vermag. Stehen sich beispielsweise Natur und Geist als Pol und Gegenpol gegenüber, so vermag weder aus Natur Geist noch aus Geist Natur zu werden. Ein Übergang von einem (z. B. positiven) Pol zu seinem (negativen) Gegenpol findet somit nur bis zur „neutralen“ (Nullpunkt-)Mitte statt, wo der bisherige begriffliche Gegensatz aufgehoben, quasi ausgelöscht wird.
2. Alle Lebenspolaritäten sind endlicher Natur mit bloß relativer, nicht absoluter Gegensätzlichkeit; sie vermögen sich somit niemals bis ins Unendliche zu weiten und damit einen metaphysischen Charakter anzunehmen.
3. Echte Pole, d. h. solche, die ein Gemeinschaftsganzes begründen, können immer nur Teile sein. Niemals können Teil und Ganzes als Lebenspole unmittelbar einander gegenüber treten, da dann dialektische, d. h. unversöhnliche Gegensätze entstehen würden, wobei der Teil entweder das Ganze oder das Ganze den Teil erdrückt bzw. in sich aufnimmt (absorbiert). Die Teile können somit nicht unmittelbar, sondern immer nur auf dem Wege über andere (polare) Teile in eine organische, d. h. einheitliche und in sich sinnvoll geordnete Gemeinschaftsbeziehung zum Ganzen treten, es sei denn, daß es sich nicht um eine polar aufgebaute (und damit sinnvolle) Einheits-Ganzheit handelt.

Als Hauptpole alles gesellschaftlichen Lebens hatten sich uns ergeben: die empirische Außenwelt (des Objektiven) und die gedankliche Innenwelt (des Subjektiven). Diese Analyse führte uns in begrifflicher (logischer) Hinsicht auf die weitere Unterscheidung von Lebensform und Lebensinhalt, welche sich jeweils als Mittel und Zweck polar gegenüberstehen. Ihnen entsprechen in realer (phänomenologischer) Hinsicht die Urpole Natur und Geist, welche als faktische Hauptkräfte alles Sein gestalten. Alle Polaritäten des Lebens sind jedoch niemals Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke einer einheitlichen Lebensauffassung bzw. Lebensführung. Denn ohne eine einheitliche Abstimmung von Denken und Handeln aufeinander verliert alles gesellschaftlich geordnete Leben von vornherein seinen eigentlichen Sinn. Das Kernstück aller Polaritäts- und Lebenslehre muß demnach auf die Lösung der Hauptfrage gerichtet sein: Wie wird die Einheit der betreffenden Pole hergestellt? Wir fanden bereits die Antwort: durch die Wechselwirkung der Pole im Gemeinschaftssinne. Nur wo eine Gemeinschaft besteht, herrscht eine Einheitlichkeit in der Lebensauffassung und Lebensführung.

Für die alten Griechen z. B. war die „Polis“ die Stadt-, Staats- und Lebensgemeinschaft. In ihr fanden alle „polaren“ Gegensätze wie Natur und Geist, Volk und Staat, Dienst und Herrschaft, Freiheit und Bindung (auch im Sittlichen und Künstlerischen) in glücklicher Harmonie ihren organischen Ausgleich zum Wohle des Lebensganzen. So ergab sich ein Ausdruck höchster Geschlossenheit und vollendetster Sinnhaftigkeit im Ganzen, wie er einem Plato als Idealbild „seelischer“ Vollkommenheit sein ganzes Leben lang vorgeschwebt hat. Auch dieses klassische Beispiel bestätigt somit nur wieder, daß wahre, d. h. lebens-echte — sog. sozialorganische — Pole in der Gesellschaft nur dort vorliegen, wo dieselbe der Lebens-ein-heit des betreffenden gesellschaftlichen Ganzen dienen. So können z. B. Mittel und Zweck (etwa als Selbstkosten und Ertrag oder als Angebot und Nachfrage) ebenso wie Inhalt und Form (etwa als Recht und Wirtschaft) sowohl einzelnen als auch dem (Einheits-)Ganzen dienen. Nur in letzterem Falle sind sie aber für uns wahre, d. h. sozialorganische Pole. Die gesellschaftliche Einheit wird so gewissermaßen nur von ihren Polen (Teilen) aus betrachtet und als solche legitimiert.

Und warum müssen jene Pole (Teile) trotz ihrer Zusammengehörigkeit von gegensätzlicher Natur sein? Eben weil sie, wie wir sahen und später noch im einzelnen bestätigt sehen werden, nur in dem revolutionär-niederreißen- und zugleich evolutionäraufbauenden Kräfteverhältnis ihrer negativen (Ausmerze-) und positiven (Anpassungs-) Faktoren das innere Wesen und den faktischen Sinn aller gesellschaftlichen Lebens-ein-heit zu begründen und zu ge-

stalten vermögen. Nicht über die monistische, sondern nur über die dualistische Einheitsauffassung führt damit der Weg zu allem echten Gemeinschaftsdenken und -handeln. Warum dies so sein muß, wird uns durch eine kurze Gegenüberstellung einiger wesentlicher Grundzüge der monistischen und dualistischen Welt- und Lebensauffassung noch klarer werden.

Die monistische Einheitsauffassung sucht die Vielheit des Daseins dadurch zu umfassen, daß sie alles auf ein Subjekt zurückführt, welches die verschiedensten Merkmale aufweist. Dieses Subjekt kann zwar zunächst ein nur gedachtes sein; indessen, wenn es überhaupt nur Eins (z. B. auch Gott genannt) gibt, so muß ja das (als wirklich) Gedachte zugleich auch das Wirkliche sein. Die bloße (logische) Möglichkeit fällt damit — als Realgrund — mit der faktischen Wirklichkeit zusammen. Nur was (logisch) möglich ist, ist hier nach wirklich. Die dualistische Einheitsauffassung führt dagegen alles auf gegebene Zweitheiten zurück, deren Glieder unter sich quantitativ und qualitativ verschieden sein müssen und deshalb miteinander nur auf dem Wege über ihre gegenseitige Wechselwirkung eine Einheit herzustellen vermögen. Der Monismus wählt somit den direkten und einfacheren Weg: für ihn ist alles (Ganze) eins (nämlich Geist, obwohl dieser nur einen Teil des Wirklichkeitsganzen darstellt) und eins alles. Zwischen dem Einen (Teil) und dem Allen (Ganzen) werden von ihm dann von Fall zu Fall hinterher irgendwelche Zweitheiten als an sich entbehrliche Zwischenglieder eingeschaltet. Alle Zweitheiten des Monismus sind daher immer nur positive oder negative Gegenstücke (nicht wirkliche Gegensätze!), als bloß abgewandelte Formen ein und desselben Subjekts, welches sich nur selbst in diesen Formen gegenübertritt, z. B. als Ichgeist und Nicht-Ichgeist (wobei Nicht-Ichgeist mit Ichnatur gleichgesetzt wird). Hierbei sind immer nur quantitative Unterschiede möglich zwischen den Teilen (z. B. Geist und Natur) ein und desselben (z. B. Ich-)Ganzen. Die sog. Qualitäten des Monismus sind bloße Merkmale oder Eigenschaften an diesen Quantitäten. Für den (Einheits-)Dualismus sind dagegen im subjektiven Erfahrungsbereiche von vornherein zwei gleich selbständige Subjekte, Ich und Du (als Umwelt des Ich) gegeben, welche nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ voneinander abweichen. Hier wirkt also die (Persönlichkeits-)Qualität der betreffenden Subjekte in ihrer Art ebenso selbständig wie ihre Quantität. Die nur quantitativ verschiedenen Teile ein und desselben (monistischen) Ganzen können, wenn sie in Wechselwirkung zueinander treten, immer nur andere Quantitätsverhältnisse ihrer selbst erzeugen. Dagegen vermögen nur die Wechselwirkungen von zwei selbständigen Gliedern, welche je für sich (Teil-)Ganze sind und sich sowohl in quantitativer als auch in qua-

litativer Hinsicht voneinander unterscheiden, ein ganz neues selbständiges (Ganzheits-)Glied ihrer Art hervorzubringen, welches quantitativ und qualitativ von seinen beiden Erzeugern verschieden ist. Nur solche dualistischen Einheitsgrößen besitzen damit vermöge ihrer Wechselwirkung die schöpferische Kraft und Fähigkeit, eine ihnen innewohnende Möglichkeit in Wirklichkeit zu verwandeln. Je mehr ursprüngliche Gegensätze sich hierbei zu „höheren“ Einheiten verbinden, welche wiederum Glieder neuer höherer Gegensätze bilden, um so höher müssen auch die Zwecke sein, denen sie dienen. Alle Zwecke aber gipfeln wieder in einem Endzwecke, welchem als höchstem Gemeinschaftszwecke auch die höchste Qualität zuzusprechen ist.

Auch im objektiven Erfahrungsbereiche der Wirklichkeit sind für den Dualismus von vornherein zwei Ur-Elemente vorhanden: Natur und Geist. Auf diesen beiden allein möglichen (objektiv-inhaltlichen) Urpolen beruhen die verschiedensten Arten von Wechselwirkung. Je umfassender und wertvoller die Glieder und Reihen dieser Wechselwirkungen sind, um so kraft- und wertvoller muß auch ihr jeweiliger Ausgangs- und Zielpunkt, d. h. ihre Qualität sein, nach der sie sich einheitlich ausrichten. Die Qualitäten bilden damit als zu erschließende Lebenswerte eine aufsteigende Stufenreihe. Jeder Wert stellt hierbei einen bestimmten realisierten bzw. zu realisierenden (Gemeinschafts-)Sinn der jeweiligen polaren Natur-Geist-Verbindung dar. Und zwar ist auf der untersten Stufe der Wirklichkeit das nackte Dasein selbst (wert-)bestimmend für die (qualitative) Art der Wechselwirkung, während mit jeder höheren gesellschaftlichen Stufe der Wert bzw. Sinn des jeweils gewonnenen polaren (Natur-Geist-)Produktes für die Höherentwicklung des gesellschaftlichen Ganzen zum entscheidenden Richtmaß wird.

Während somit die monistische Einheitsauffassung alles Wirklichkeitsgeschehen in dem einseitigen Urbegriff der Quantität hat aufgehen lassen, was zu einer unberechtigten Identifizierung von Ich und Du (= Außenwelt) sowie von Geist- und Naturwelt geführt hat, hat die dualistische Lebensauffassung die Urpolarität von Quantität und Qualität zum entscheidenden Sinn- und Wertträger alles gesellschaftlichen Denkens und Handelns erhoben. Die Quantität läßt sich als äußerliche Größe messen, die Qualität als etwas rein Innerliches nie. Der Monismus baut schließlich auf dem Quantitätsbegriff des Ur-Einen auf, welches stets in sich gleichartig sein muß. Dieses Ur-Eine gewinnt er meist im Wege fortschreitender „Vereinheitlichung“ der Lebensmannigfaltigkeiten, bis er schließlich durch immer weitergehende logische Auflösungen und Verdünnungen (genannt „Abstraktionen“) bei dem allgemeinsten als einem in sich selbst Einfachsten anlangt. Nachdem er damit auf dem Wege fortgesetzten Verneinens ein

„Letztes“ gefunden hat, macht er dieses auf einmal zu seinem „Höchsten“ und proklamiert dann als solches Ur-Eine im Reiche der Möglichkeit entweder einen Begriff oder ein Gesetz oder eine mathematische Formel bzw. im Reiche der Wirklichkeit entweder den Geist oder die Natur oder die Identität beider. In allen Fällen wird dabei das Weltgeschehen nur als ein in sich ruhender Prozeß eines aus jener Ur-Einheit fließenden gleichförmigen Werdens betrachtet, welches damit nur als eine andere Form des starren (Einheits-)Seins erscheint. Wird dieses Ur-Eine gar hinter die eigentlichen Erscheinungen verlegt, so wird es als das eigentlich „Absolute“ verkündet. Ob ein solches Absolutes (metaphysisches) Ur-Eine dann z. B. von Plato Ur-Idee (des Guten), von Spinoza Substanz, von Kant „Ding an sich“, von Ed. v. Hartmann das Unbewußte, von Fechner Urgesetz der Kausalität oder von Du Bois-Reymond mathematische Ur-Formel genannt wird, oder ob man es sich denkt als Urwille, Urenergie oder Urstoff u. dgl. m. ist von untergeordneter Bedeutung. Immer muß ein solcher folgerichtig durchdachter Monismus zum Fatalismus führen, weil er sich der „höchsten“ Macht einer solchen absoluten Ur-Einheit bedingungslos ausliefert. Die ganze vielgestaltige Wirklichkeit ließe sich hiernach als die bloße Selbstzerlegung dieses Ur-Einen fassen. Hätte man die Urformel, so könnte man alle Vorgänge des Weltprozesses aus ihr „herausspazieren lassen“, ja sogar im voraus berechnen. Wird z. B. die Substanz als Urgrund von Natur (Materie) und Geist zugrunde gelegt, so erscheint die Natur bloß als eine andere Form des Geistes und umgekehrt. Geht man vom Geist als alleiniger Substanz aus, so werden Natur und Wille zu bloßen Varianten der Vernunft gestempelt. Wird aber die Natur (Materie) zur „All-Einen“ erklärt, so wird die Kraft zu einem bloßen Anhängsel des Stoffes. In allen Fällen ist das, was als zweites Wesenselement verkündet wird, immer nur ein Ableger des ersten, niemals aber ein selbständiger Wirklichkeitsfaktor.

Dasselbe Spiel, das sich im Reiche der (logischen) Möglichkeiten — nach Hegel — nur als ein ewiges Ineinanderumschlagen der Begriffe offenbart, würde sich dann im Reiche der Wirklichkeit nur wiederholen. Das am meisten Vereinfachte (Abstrakte) wird damit zugleich zum am meisten Bestimmten (Konkreten). Aus dem Reiche der unbegrenzten (logischen) Möglichkeiten wird so nur eine Schein-Welt als Wirklichkeit konstruiert. Wenn Denken und Sein, Möglichkeit und Wirklichkeit sich decken, dann muß auch alles Wirkliche entweder vernünftig oder unvernünftig sein, je nachdem als die absolute „all-eine“-Kraft entweder die Vernunft oder der (unvernünftige) Wille gesetzt ist. Aus dem Begriff des Absoluten würde dann notwendigerweise alle Wirklichkeit hervorgehen. Also auch ein Ideal müßte sich schon mit Naturnotwendigkeit ganz von selbst (automatisch) verwirklichen. So

würde etwa aus dem obersten Begriffe (Leitidee) der Pflicht schon für jeden von selbst folgen, daß er diese auch wirklich zu erfüllen vermag. Auf diesem verhängnisvollen Trugschluß beruht Kants ethischer Grundsatz: Du kannst, denn du sollst! Für den Dualismus dagegen sind Wollen (bzw. Sollen) und Können zwei grundverschiedene Dinge, die wiederum je in sich polar gegliedert sind und erst aus der polaren Wechselwirkung dieser ihrer Glieder heraus eine sinnvolle Einheit zu begründen vermögen. Auch der Monismus kennt zwar eine Gegenseitigkeit; jedoch für ihn ist das zweite Glied derselben immer nur ein Gegenstück, d. h. eine andere Form oder die Negation des ersten Gliedes, z. B. ist die (Ich-)Natur nur das Nicht-Ich des Geistes, die Erfahrung bloß eine andere Form des Denkens, die Innenwelt nur eine andere Seite der Außenwelt und umgekehrt usw.

Demgegenüber sieht der Dualismus in diesen Gegenüberstellungen von (logischer) Möglichkeit und Wirklichkeit nicht bloß fortgesetzte Verallgemeinerungen oder Verneinungen, sondern die sich wechselseitig bedingenden selbständigen Glieder eines erst im Realen zu überwindenden Gegensatzes. Die grundsätzliche Verschiedenartigkeit von zwei Dingen ist hier die reale Vorbedingung ihrer Wechselwirkung. Ein in sich völlig Einfaches könnte überhaupt nicht faktisch wirken und darum auch nicht wirklich sein. Jedes Element unterliegt gleichzeitig den Forderungen der Selbstbehauptung und der Selbsthingabe; d. h. es muß sowohl auf ein anderes Element einwirken, als auch von diesem Einwirkungen erfahren können. Wären diese Elemente (Teile) nur Emanationen eines absoluten monistischen Urgrundes, so könnten sie sich immer nur im Rahmen des von diesem gesetzten Wirkungsbereiches betätigen, niemals aber aus sich heraus etwas Neues oder Höheres hervorbringen. Es muß daher, wenn es eine Fort-Entwicklung, keine bloße Auseinander-Entfaltung (des schon Vorhandenen) geben soll, wenigstens zwei Urelemente des Weltganzen geben: die — wesentlich unbewußte — Natur und den — wesentlich bewußten — Geist. Erst beide vermögen auf Grund ihrer dauernden Wechselwirkung neue und höhere Werte (Qualitäten) zu erzeugen. Die Natur kann ja als unbewußte Natur niemals sich selbst, sondern immer nur anderem — eben dem Geist — erscheinen, während umgekehrt der Geist niemals durch bloße Selbstentfaltung der Natur, sondern nur durch Wechselwirkung mit der Natur zum Selbstbewußtsein zu gelangen vermag. Hierbei sind jedoch Natur (Materie) und Geist nicht bloß als Urquantitäten, sondern zugleich als Urqualitäten zu betrachten. Gerade diese Qualitäten sind es schließlich, welche die zahllos möglichen Wechselwirkungen in allen polaren Gegensätzen bestimmen, sie einheitlich leiten und zu einer neuen Einheit emporführen.

Jede reale Wechselwirkung des polaren Dualismus umfaßt hierbei

drei Teilvorgänge, welche zu einer unlöslichen Einheit untereinander verbunden sind:

1. die kausale Beziehung mit der — meist unzulässigerweise — gemäß dem Äquivalenzprinzip angenommenen (quantitativen) Gleichheit von Ursache und Wirkung;
2. die (real-)logische Beziehung mit der Ungleichheit von (Real-)Grund und (Real-)Folge;
3. die teleologische Beziehung mit der Ungleichheit von Mittel und Zweck (insbesondere als Prinzip des kleinsten Mittels, d. h. Kraftmaßes).

Alle drei Beziehungen verlaufen hierbei in doppelter Richtung von ihren beiden polar entgegengesetzten Endpunkten aus auf die sich aus ihnen bildende Einheit (der „Mitte“) zu, wobei das (Grund-Folge-)Prinzip zwischen dem (kausalen) Ausgangsmotiv und dem (finalen) Endzweck vermittelt. Schon bei der logischen Beziehung offenbart sich das bekannte Erfahrungsgesetz aller Polaritätserscheinungen, daß das kleinere Glied zugleich das qualitativ höhere sein muß; denn jede Folge ist stets quantitativ größer als der ihr vorausgehende Grund, so daß letzterer diesen Mangel nur durch höhere Qualität aufzuwiegen vermag.

In betreff der Kausalitätsbeziehungen hat schon Robert Mayer in seiner „Mechanik der Wärme“ 1893 darauf hingewiesen, daß bereits ein kleiner Reiz (Grund) genüge, um eine geradezu unendliche Menge von Auslösungen als Folge zu zeitigen, welche sich jeder (quantitativen) Berechnung entziehe. Der Volksmund hat diese fundamentale Erfahrungstatsache populär — eben unkorrekt — mit den Worten ausgedrückt: kleine Ursachen — große Wirkungen. Solche unübersehbaren Auslösungen als Folgen unbedeutender Anlässe spielen auf allen Gebieten unseres Lebens eine entscheidende Rolle. Schon ein einziger Funke genügt im Naturbereiche, um eine ungeheure Explosionswirkung hervorzurufen. Kleinste Fermente (Gärungserreger) vermögen in kurzer Zeit Stärke in Zucker zu verwandeln. Schon kleine Reize haben oft gewaltige Kraftleistungen zur Folge. Dieses ungleiche Verhältnis von Qualität (Grund) und Quantität (Folge) tritt besonders deutlich auch beim Gesetz der Stellvertretung in Erscheinung. Soll z. B. der linke Arm am menschlichen Körper den verlorengegangenen rechten voll „ersetzen“, so muß ersterer qualitativ um so leistungsfähiger werden. Soll Kunstfett hochwertige Butter vollauf „ersetzen“, so muß das Kunstfett in seiner Qualität gesteigert werden. Auch im geistigen Leben sind es oft kleine, scheinbar unbedeutende Anlässe, welche im Denker oder Künstler eine schier unfäßbare Menge geistiger Arbeitsleistung auszulösen vermögen. Die verhältnismäßig kleine Zahl qua-

litativ hochwertiger Arbeitskräfte muß viel mehr leisten als die große Zahl der bloßen Durchschnittsbegabungen. Die Starken in einem Kriege müssen kämpfen, leiden, ja notfalls sterben, damit die große Masse der Daheimgebliebenen gerettet wird. Die Qualität einer einzigen wahrhaftigen Persönlichkeit wiegt gegebenenfalls sogar die denkbar größte Massenanhäufung gleichförmiger Quantitäten auf.

So kann man geradezu für beide Bereiche der Natur und des Geistes den Satz aufstellen: Quantität und Qualität stehen in einem umgekehrten Verhältnis zueinander. Je geringer z. B. im Reiche der Materie die Entfernung zwischen zwei Massen ist, um so größer ist die Stärke ihrer Anziehung. Die Lichtstärke ist dem Quadrat der Entfernung der Lichtquelle umgekehrt proportional. Die Stärke des Schalles, z. B. Tones, ist ebenfalls umgekehrt proportional dem Quadrat des Abstandes der Schall- bzw. Tonquelle. Eine mechanische Kraft ist um so größer, je kleiner der Weg ist, den sie bei ihrer Arbeitsleistung zu beschreiben hat. Die gesamte Natur hat bisher eine lange Entwicklungslinie durchlaufen, auf der die Quantität der niedriger stehenden Arten immer mehr fortschreitenden Umbildungen höherer Qualitäten Platz gemacht hat. Überhaupt scheint in der Natur das Gesetz zu herrschen: je größer die Qualität, um so geringer die Quantität und umgekehrt. Je kostbarer ein Element, eine Pflanze, ein Tier ist, um so geringer ist ihr Vorkommen. Je höher ein menschliches Wesen steht, um so seltener ist seinesgleichen anzutreffen. Je wertloser hingegen ein Individuum ist, in um so größeren Mengen tritt es auf. Je hochwertiger eine Gattung oder Art ist, um so geringer ist meist die Zahl ihrer Repräsentanten.

Auch im Reiche des Geistes ist der Begriff der Qualität dominierend; denn ohne ihn ist ein Lebensinhalt überhaupt nicht denkbar. Jeder sogenannte Fortschrittsgedanke beruht in erster Linie auf einer Kulturarbeit, welche sich mehr in die Höhe als in die Breite erstreckt. Nicht kollektivistisch-gleichmacherische Proletenkultur mit Überbewertung des Quantitativen, sondern eine qualitativ gefestigte Gemeinschaftskultur kann allein das geistige Ziel unserer heutigen Gesellschaft sein. In allen diesen Fällen geht die Qualität auf Kosten der Quantität und umgekehrt. Nichtsdestoweniger bedingen sich stets beide auf Grund ihrer polaren Wechselbeziehungen.

Alle Qualitäten bedeuten in der menschlichen Gesellschaft Lebenswerte, d. h. auf eine höhere Sinn- und Zweckstufe des Daseins gehobene bzw. zu hebende Wirklichkeitselemente. Die Qualität der Lebensumstände schlechthin ist es schließlich, welche die sich jeweils polar gegenüberstehenden gegensätzlichen Glieder der Wechselwirkung aus einer kausalen, logischen und teleologischen Einzelbeziehung zu einer geschlossenen Gemeinschaftsbeziehung eines einheitlichen Lebens-

und Funktionsganzen umzuformen vermag. Qualitäten sind es auch, welche die Richtung und den Verlauf, besonders aber die Umwandlungen und den Sinn der jeweiligen Entwicklung bestimmen. Jedesmal soll hierbei eine geringere (Lebenskraft-)Qualität in eine höhere verwandelt werden. Dazu bedient sich die Qualität der polaren Mittel-Zweck-Kategorie. Denn höhere Qualitäten lassen sich — mit geeigneten Mitteln — nur durch höhere Zwecke verwirklichen. Außerdem gibt es ohne Zugrundelegung des Mittel-Zweck-Maßstabes überhaupt keine praktische Möglichkeit, das jeweilige Resultat der betreffenden kausalen und logischen Polaritätsbeziehungen zu erfassen. Denn das in ihm steckende zwiefache Produkt der Beziehungen von Ursache-Wirkung und Grund-Folge läßt sich gleichzeitig immer nur getrennt für sich, und zwar entweder an der Ursache bzw. an dem Grunde oder an der Wirkung bzw. Folge messen, niemals aber in seinem gesamten Funktionszusammenhange, d. h. an allen sich gegenüberstehenden Gliedern zugleich. Dies ist vielmehr nur auf Grund der polaren Mittel-Zweck-Beziehung möglich, welche ihre beiden Glieder zugleich nach ihrem Anteil bewertet, den sie zur erstrebten Gemeinschaftsleistung als Produkt aller kausalen und logischen Einzelleistungen beitragen. Um eine solche — qualitativ einheitliche — Gemeinschaftsbewertung des betreffenden polaren Wechselwirkungsvorganges stets durchführen zu können, muß somit jeder in ihm enthaltene erzeugende Kausal- und (logische) Realgrund zugleich zu einem bestimmenden Zweckgrund und jede erzeugte Kausal- und (logische) Realfolge zugleich zu einer bestimmten Zweckfolge werden. Nur aus dieser „gemeinschaftlichen“ kausal-logischen Zweckausrichtung aller drei die jeweiligen Lebensformen bestimmenden „Grund“faktoren heraus läßt sich für uns von Fall zu Fall ein einheitliches „Lebensgrundgesetz“, d. h. der entscheidende Lebensinhalt der betreffenden Lebensformen überhaupt feststellen.

Wir heben damit als eigentliches Kernstück unserer Polaritäts- und Lebenslehre heraus: das entscheidende Polaritätsverhältnis, auf das es im gesellschaftlichen Leben ankommt, ist dasjenige von Lebensform und Lebensinhalt. Beide in das „richtige“ kausal-logische Zweckverhältnis zueinander zu setzen, macht den Sinn aller Kunst wahrer Lebens-Gemeinschaftsführung aus. Dieses „richtige“ Verhältnis kann im Realen offenbar nur dasjenige sein, in welchem die beide polaren Grundfaktoren alles Lebens, Natur und Geist, verknüpfende Lebenskraft am meisten — eben im Gemeinschaftssinne — zum Wohle des einzelnen und zugleich des Lebensganzen gesteigert wird.

Erst jetzt sind wir auch in der Lage, die Frage zu beantworten, welches denn der „richtige“ oder „wahre“ (Gemeinschafts-)Sinn alles

Lebens ist, den es zugleich p r a k t i s c h zu verwirklichen gilt. Dieser rechte p r a k t i s c h e Sinn besteht, wie wir jetzt wissen, nicht in der Verwirklichung einseitiger Lebensideale, wie etwa des Wahren oder des Guten oder des Schönen usw. Denn nicht nur das Wahre, Gute oder Schöne usw. soll in jenem „richtigen“ Lebenssinne Ausdruck finden, sondern überhaupt das Lebens e c h t e, d. h. das im tatsächlichen Lebenssinne des (körperlich und geistig) Lebens k r ä f t i g e n Lebensrichtige. Was ist nun das Richtige? Offenbar das auf die zu wahrenden Gemeinschaftsbelange des Ganzen bestens „a u s g e r i c h t e t e“ Sein, Denken und Handeln unserer Lebensgemeinschaft. Und zwar ist das Wahre: das in diesem Sinne richtige Gemeinschaftsverhältnis von Sein und Denken, das Gute: das in diesem Sinne richtige Gemeinschaftsverhältnis von Denken und Handeln, und das Schöne: das in dem gleichen Sinne richtige b i l d h a f t e Gemeinschaftsverhältnis von Form und Inhalt allens Seins, Denkens und Handelns, also kurz, das richtige b i l d h a f t e Gemeinschaftsverhältnis von (bestimmender) Lebensform und Lebensinhalt. Für alle noch so verschiedenen Lebensbereiche gilt aber das gleiche: Sinnvolles Denken und lebenskräftiges Handeln müssen sich stets wechselseitig harmonisch ergänzen, wenn sie Gegenstand echter Lebens k u n s t werden wollen.

Jedenfalls sollten die bisherigen Ausführungen zeigen, daß weder das monistische Einheits- noch das Kantsche I d e n t i t ä t s - und Kausalitätsprinzip, das auf der Hypothese „gleiche Ursachen — gleiche Wirkungen“ beruht, für das richtige und sinnvolle Erkennen unserer sozialen Wirklichkeit entscheidend ist, sondern das P o l a r i t ä t s -prinzip, das die „gemeinschaftliche“ Wechselbeziehung aller gesellschaftlichen Lebens-, d. h. Natur- und Geistfaktoren in den Mittelpunkt unseres sozialen Denkens und Handelns stellt. Wie dieses Polaritätsprinzip als ausschlaggebendes Grundprinzip auf allen Einzelgebieten unseres gesellschaftlichen Lebens sich Geltung verschafft, mögen nun einige wenige Beispiele aus der Sozial- und Wirtschaftspolitik noch kurz verdeutlichen.

Schon in der Bevölkerungspolitik kann weder von einer Allmacht der „Auslese“ noch von einer solchen der „Anpassung“ gesprochen werden, wie die einschlägigen Untersuchungen der maßgebenden Naturforscher im einzelnen erwiesen haben. Die Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften läßt sich durchaus nicht völlig ausschließen. Denn wäre gemäß der Darwinschen Lehre jede Entwicklung nur durch n a t ü r l i c h e Auslese aus vorhandener Erbmasse entstanden (die erst allein eine Anpassung ermöglicht hätte), so müßten alle kulturfortschrittlichen Leistungen des Menschen schon von vornherein ab ovo in der Erbmasse seit Jahrmillionen vorhanden gewesen und nur durch eine mehr oder weniger dem Zufallsergebnis überlassene

Auslese aller Fortschritt in der Kultur zuwege gebracht worden sein. Überdies würde eine radikale Ablehnung jeder Einwirkung der Umwelt und der persönlichen Lebensführung auf die Erbmasse für den Sozialpolitiker zu bedeuten haben, daß alle sozialen Maßnahmen, sei es der körperlichen oder der geistigen Ertüchtigung, ins lecke Faß der Danaiden schöpfen. Infolgedessen kann nur ein stets wechselseitiges Zusammenwirken von eugenischen Auslese- und sozialhygienischen Anpassungsmaßnahmen zur gewünschten sozialorganischen Einheit in der Überwindung aller Lebenswiderstände und damit zur erhöhten Festigung der Lebensstärke der Bevölkerung und ihres gesamten Lebenswillens führen.

Auch die Berufswahl hängt zunächst von der natürlichen Veranlagung und Begabung des Einzelnen, sodann von den Besitz- und Einkommensverhältnissen seines Erzeugers oder Ernährers ab. Die heutige weitverzweigte arbeitsteilige Berufsgliederung bildet gewissermaßen das elektive Grundelement alles gesellschaftlichen Lebens überhaupt. Andererseits trägt jede berufliche Gliederung zugleich den unverwüsthchen Keim zur Klassen- und Ständebildung in sich. Der Grund hierfür ist eben in der zunehmenden Schematisierung (Anpassung) zu erblicken, die das entwickelte Gesellschaftsleben überhaupt mit sich bringt. Die zunehmenden Bindungen aller Art im Gesellschaftsleben setzen dem ständigen Drange vermehrter Spezialisierung und Typisierung auf allen Arbeitsgebieten starke Hemmnisse entgegen. Infolgedessen vermag das Individuum nicht immer diejenige elektive Geltung zu finden, die ihm seiner Persönlichkeit nach eigentlich zukäme. Wenn man so auf der einen Seite auch von einer Art „Schwerkraft“ der sozialen Berufs- und Standesklasse sprechen kann, so darf man doch, wie wir sogleich noch sehen werden, das Moment einer gewissen zwangsmäßigen Anpassung, das hierin liegt, gegenüber dem elektiven Moment der individuellen Leistungsfähigkeit, das sich jeder Anziehungskraft des Standes, der Klasse gegebenenfalls zu entziehen sucht, keineswegs überschätzen.

Wie die Faktoren (einschließlich der psychologischen) der sozialen Auslese und Anpassung vornehmlich auf das Berufsleben der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Großindustrie wirken, haben die hier einschlägigen, insbesondere von Max Weber⁹ inspirierten Untersuchungen des „Vereins für Sozialpolitik“¹⁰ hinreichend bewiesen. Da haben wir eine Auslese nach dem Alter und der geographischen Her-

⁹ Vgl. seine als Manuskript gedruckte Abhandlung „Erhebungen über Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der geschlossenen Industrie“, 1908.

¹⁰ Vgl. vor allem Bd. 134, 135, 153 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik: Untersuchungen über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Großindustrie.

kunft (Wanderungen!) sowie nach dem Berufe des Vaters, überhaupt dem der Vorfahren und unter dem Einflusse des „beruflichen Milieus“ schlechthin zu unterscheiden.

Wie vor allem im Berufe die Arbeitskraft einer Auslese der Tüchtigen unterworfen wird und dadurch zu einer vollkommeneren Anpassung an die gegebenen Arbeitsbedingungen führt, hatte schon Max Weber in seiner vortrefflichen Studie „Zur Psychophysik der industriellen Arbeit“ gezeigt. (Archiv für Sozialw., Bd. 27, 28, 29; 1908 u. 1909.) Weber verfolgt da beispielsweise die Entwicklung der Arbeitsintensität eines Arbeiters, der zwei Webstühle gleichzeitig zu bedienen hat. Das Ziel eines solchen Arbeiters muß es naturgemäß sein, möglichst dasjenige Optimum von Ausnutzung jeder der beiden Maschinen zu erzielen, welches der Lohnkalkulation zugrunde gelegt ist. Ein solches Nutzoptimum soll also, vorausgesetzt daß die Kalkulation „richtig“ ist, einerseits dem Betriebe das unter den gegebenen Bedingungen quantitativ und qualitativ mögliche Optimum an Waren, andererseits aber auch dem Arbeiter das (bei den der Kalkulation zugrunde gelegten Soll-Löhnen) mögliche Maximum an Lohn in der Zeiteinheit gewähren. Weber stellt nun ganz richtig die uns hier interessierende Frage: Wie weit bei „richtiger“ Kalkulation jene Anpassungstendenz sich nun tatsächlich realisiert, die zur Geltung kommen muß, wenn der Arbeiter das Maß der Ausnützung der Stühle der Lohnkalkulation und den aus dieser sich für ihn ergebenden Verdienstschanzen hinreichend anpaßt. Weber findet: „Eine solche Anpassung läßt sich bei den einzelnen Arbeitern in sehr verschiedenem Grade nachweisen. Jeder Arbeiter, der mehrere Stühle bedient, wird in einem gewissen Maß zur ‚Anpassung‘ an die Bedingungen der optimalen Produktion genötigt, wenn anders er nicht ökonomische Nachteile (wie Lohnausfall oder bei andauerndem starken Zurückbleiben hinter der kalkulatorisch erwarteten Leistung, Entlassung) gewärtigen will.“ Aber ziemlich verschieden scheint der Grund zu sein, aus welchem dem einzelnen Arbeiter diese Anpassung gelingt. Aus der Beobachtung der Verdienstschwankungen von zweistühligen Arbeitern ging z. B. hervor, daß die überhaupt „begabtesten“ Arbeiter zugleich diejenigen sind, welche sich der Kalkulation am besten anzupassen verstehen. Mit Recht spricht Weber daher von „Momenten, die hier auslesend und anpassend hineinspielen“, und erkennt damit den inneren gemeinschaftlichen Zusammenhang dieser beiden polaren Faktorengruppen voll an.

Ich habe dieses Beispiel gewählt, da es mir besonders instruktiv erscheint für die ausgleichende Wirkungsweise unserer polaren Prinzipien in der Richtung auf ihre organische Verknüpfung, die in dem deutlichen Bestreben von Arbeitnehmer- und Arbeitgeberseite

zum Ausdruck kommt, ihre an sich auseinandergehenden wirtschaftlichen Interessen (nämlich des Lohnmaximums einerseits und des Waren-, also Produktions-Optimums andererseits) auf dem Wege des (elektiven) Eignungsverfahrens im Sinne des sozialwirtschaftlichen Prinzips einander möglichst anzupassen und auszugleichen.

Überhaupt hat alle Preis- und damit alle Wirtschaftspolitik die grundsätzliche Beachtung unserer polaren Prinzipien zur Voraussetzung. Denn die dabei in den Vordergrund tretende Frage ist die, zu welchem Preise der betr. Umsatz wirtschaftlicher Güterwerte, um den sich alle wirtschaftspolitischen Handlungen letzten Endes gruppieren, im Interesse des Einzelnen sowohl wie der Gesamtheit am besten vorzunehmen ist. Das Zustandekommen eines einheitlichen Preises leitet sich aber stets aus dem Bestreben der miteinander kontrahierenden Tauschpartner ab, ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse unter beiderseitiger Beobachtung des wirtschaftlichen Prinzips auf Grund der polaren Kosten- und Ertragsgegenüberstellungen soweit wie möglich einander anzupassen. Hierfür wiederum geben die elektiven Elemente der Tauschfähigkeit, d. h. der Konkurrenzfähigkeit auf Seiten des Verkäufers und der Zahlungsfähigkeit auf Seiten des Käufers, die notwendige Einigungsgrundlage her. Bei allen wirtschaftspolitischen Maßnahmen wird es nun aber letzten Endes immer darum gehen, den elektiven Faktor einer möglichststen Steigerung der Produktivkraft (als Nutzmittel der Volkswirtschaft) und den konjunktiven Faktor einer (das eigentliche Nutzziel der Volkswirtschaft darstellenden) weitestgehenden Hebung der Konsumtiv- und Kaufkraft der breitesten Bedarfschichten des Volkes dauernd in einem gesunden Entsprechungsverhältnis zu halten. Nur dann wird die im sozialorganischen Sinne erstrebte höchste Förderung des sozialen Gemeinschaftsganzen auch praktisch zu verwirklichen sein.

Die heutige Nationalökonomie hat sich mit diesem sozialorganischen Gemeinnutzprinzip in Form des polaren Nutzmittelzweckgedankens leider bisher nur wenig befaßt. Viele haben geglaubt, das ganze Sozial- und Wirtschaftsleben im allgemeinen nur aus der engstirnig selbstsüchtigen Froschperspektive: „man kauft, um zu verkaufen bzw. um zu konsumieren“, oder „man setzt um, um irgendwie zu profitieren“, sehen zu sollen und selbst bei dieser beschränkten Betrachtungsweise haben sie überhaupt nicht an die mannigfaltigen Bedingungen gedacht, unter denen es zu einem Kaufen, Verkaufen und Konsumieren, d. h. zu einem Umsatz ökonomischer Werte und damit zu einem wirtschaftlichen Gleichgewicht und Gewinn kommt. Der im Tausch erzielte Preis (und damit auch der Profit), der sich ihnen durch „automatischen“, dem Grundsatz des „laissez faire“ unterliegenden,

quasi naturgesetzlichen Kräfteausgleich aller Eigennutzstreben von Angebot- und Nachfrageseite ergab, bildete für sie den Mittelpunkt alles volkswirtschaftlichen und sozialen Denkens und Handelns. Nur für den Markt oder Handelsumsatz, der allein Tauschwerte schaffe, nicht für den eigentlichen Bedarf der wirtschaftenden Gesellschaftsmitglieder lohnte es sich vom Standpunkte der Krämerseele eines solchen „homo oeconomicus“ überhaupt zu produzieren und zu arbeiten. Die ganze Markt- und Verkehrswirtschaft war für ihn eben lediglich (eigennütziger) Selbstzweck.

Demgegenüber müssen wir auf Grund unserer bisherigen Betrachtungen feststellen, daß Preis, Einkommen, Umsatz und weitere solcher zunächst rein statisch aufgefaßter Grundbegriffe — auch für den Einzelnen — immer nur Nutzmittel (Lebensformen) zur Erreichung eines vom Nutzempfindenden mit ihrer Hilfe verfolgten (dynamischen) Nutzzieles (Lebensinhaltes) darstellen können. Sie sind bloße mehr oder weniger geeignete Mittel zum — erstrebten — Zweck, niemals aber Selbstzweck. Durch Anwendung eines bestimmten (sei es Preis-, Einkommens- oder Umsatz-)Nutzmittels wird durchaus noch kein zuverlässiger, geschweige denn der einzige maßgebende Anhaltspunkt für den tatsächlichen Grad der Erreichung des überhaupt erstrebten Nutzzieles, d. h. der Bedürfnisbefriedigung gewonnen. Dies gelingt eben allein durch die Erfassung des polaren Verhältnisses, in dem Nutzmittel (wie Preis, Umsatz, Einkommen usw.) einerseits und Nutzziel (Bedarfsdeckung der betr. Nutzsuchenden) andererseits zueinander stehen. Und erst recht im Hinblick auf das Volkswirtschafts Ganze, also bei der Klärung volkswirtschaftlicher Zusammenhänge überhaupt (z. B. von Lebenshaltungs-, Preis-, Lohn-Niveau usw.) kommt es nicht so sehr auf die Gegenüberstellung von Umsatzziffern als vielmehr auf die Polaritäts-Analyse der Funktionen der fraglichen sozial organischen Nutzmittelzweckverhältnisse an.

Demgemäß sind bei Betrachtung aller Umsatz- oder Tauschvorgänge vor allem die an sie geknüpften ferneren gesellschaftlichen (Gemeinnutz-)Ziele gebührend in Rechnung zu stellen, d. h. auch die vor und nach dem Tausch bestehenden volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände und Bewegungsvorgänge zu berücksichtigen, besonders soweit sie das entscheidende Polaritätsverhältnis von volkswirtschaftlicher Produktiv- und Kaufkraft berühren. Alle einzelnen, dem Eigennutz unterworfenen Tauschhandlungen sind somit immer nur als Nutzmittel (Lebensformen) oder als nur vorläufig erreichte (Teil-)Nutzziele (Lebensinhalte) zu betrachten, also nur im Hinblick auf ihre weiteren Verwendungsmöglichkeiten für ein höheres (kultur-)gesellschaftliches Nutzziel zu werten.